

Heimatgabe



Zeitschrift für oberösterreichische
Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgegeben von
Dr. Adalbert Depiny

Verlag R. Piengruber, Linz.

16. Jahrgang 1935.

1. u. 2. Heft.

Inhalt:

Dr. Franz Strauß, Das Mühlviertel. Geographische Betrachtung seiner Landschaft 1
Hansl Huber, Die Trachtenbilder von Ludwig Haase dem Älteren 29, 91

Bausteine zur Heimatkunde:

Franz Xaver Müller, Eduard Jöhre	43
Dr. Konrad Schiffmann, Keplers Wohnung in Linz	48
Dr. Ernst v. Nitscher-Falkenhof, Die Nömerstraße Kirchdorf a. d. Krems—Klaus	51
Martha Kihl, Von der älteren Kremsdaler Frauentracht	53
Dr. August Jöhre, Die Goldhaubenkunst in Linz	57
Eduard Heinisch, Pflanzen im Kinderspiel	58
Dr. Franz Schmutz-Höbarthen, Sagen aus Schenkenfelden und Umgebung	61
Ing. Franz Kirnbauer, Bergmännische Salzprüche aus Oberösterreich	65
Dr. Gustav Gugenbauer, Linzer Witz vor 200 Jahren	68
Friedl Kreindl, Die Mühlviertler Bröselmaschine	78
Hermann Mathie, Die Grubbergkapelle bei Haslach	82
Mimi Freudenthaler, Eine Hausapotheke aus 1690	83
Karl Karning, Alte oberösterreichische Obstarten	85
Splitter und Späne 9—12	90
 Bücherbesprechungen	92

Mit 15 Abbildungen auf 8 Tafeln und 2 Abbildungen im Text.

Buchschmuck von Max Kisslinger, Linz.

Beiträge, Zuschriften über den Inhalt, Tauschhefte und Besprechungsstücke sind zu senden
an Dr. Adalbert Depiny, Linz, Volksgartenstraße 22.

Bestellungen und Zuschriften über den Bezug werden erbeten an den Verlag der Heimatgau
Richard Virngruber, Linz, Landstraße 34.

Preis des Jahrganges postfrei S 6.50.

Alle Rechte vorbehalten.

A. Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch.

A. Depiny, Die Nibelungen. Ein Spiel aus Österreich.

A. Depiny, Ein Stündespiel.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung R. Virngruber, Linz, Landstraße 34



Eduard Zöhrer.¹⁾

Ed. Zöhrer! Manche hören diesen Namen zum erstenmal. Manche singen ein Zöhrerlied, ohne daß sie es wissen. Wie so oft, ist es auch diesmal eine Schulmeistersfamilie, aus der dieser prächtige Mensch hervorgegangen ist, und wie Brückners ist auch Zöhrers Mutter eine Pfarrhofbraut. Sie war eine geborene Kurzwernhart aus Riedau, kam mit ihrem Onkel, dem Dechant Weißpacher, nach Sarleinsbach und heiratete 1804 den dortigen Schullehrer Joh. Nep. Zöhrer. Der Familienname ist bis 1620 zurück im Lehrstand nachweisbar und von 1761 bis 1918 in Sarleinsbach²⁾). Aus der eben angedeuteten Ehe entsprossen zehn Kinder, für welche die Schulstube heinähe zu enge wurde. Das 4. Kind, am 7. April 1810 geboren und auf den Namen Hermann getauft, war unser Dichter. Da der Vater ein prächtiger Organist und Musiker und die Mutter eine sehr tüchtige Sängerin war, ist es nicht zu verwundern, daß auch die Kinder diese musikalischen Anlagen erbten. Wenn die Zöhrerbuben als Studenten und späterhin als gemachte Leute bei ihren Eltern in Sarleinsbach zusammenkamen, da ging es musikalisch immer hoch her und da strömten auch von der Umgebung die Leute herzu, um die kirchenmusikalischen Aufführungen zu hören, umso mehr, als die Familie Zöhrer weithin sehr angesehen war.

Von den Brüdern Zöhrers war einer, Franz mit Namen, ein herrlicher Tenorist, ging zur Oper, brachte es bis zum Hofopernsänger in Berlin, verlor aber mit 35 Jahren durch Krankheit seine Stimme und starb als Beamter der Landesbuchhaltung in Linz. Der jüngste Bruder Ludwig, bis 1886 Schulleiter in Sarleinsbach, war ebenfalls hochmusikalisch, schuf zahlreiche Messen und Lieder und starb in Linz, wo er seinen Ruhestand verbrachte. Er war es, dem die Herausgeber der Stelzhamer-Gedichte in der Sammlung „Aus der Hoamat“ die Durchsicht des musikalischen Teiles übertrugen.

Hermann, der das Gymnasium zu Linz absolviert hatte, folgte dem Ruf zum geistlichen Stand und trat 1829 in das Augustiner-Chorherrenstift Reichersberg ein und erhielt den Klosternamen Eduard. Schon als Student und als Kleriker empfand er den unwiderstehlichen Drang, zu dichten und zu komponieren und so kam es, daß seine Melodien zu mehreren Stelzhamer-Gedichten bereits 1835 in Wien erscheinen konnten. 1834 empfing er die Priesterweihe, bis 1841 finden wir ihn zunächst als Kooperator und Regenschori an der Stiftskirche. In den ersten Jahren seines Berufes schien er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit außer der Seelsorge mehr auf das musikalische Gebiet zu verlegen. Ob und wo er Musik studierte, konnte ich auch in Reichersberg nicht erfahren. Möglicherweise hat er zum Selbstunterricht gegriffen. Dem Stiftsarchiv liegen Studienarbeiten im Kontrapunkt vor, die sich sehen lassen können. Es sei gleich hier erwähnt, was Zöhrer auf kirchenmusikalischem Gebiet geschaffen, nämlich 18 Messen und drei Requien, alles mit gekürztem Text, aber mit vielen polyphonen künstlerischen Wendungen, ferner eine große Anzahl Motetten, darunter ein achtstimmiges Ave Maria für zwei Chöre aus dem Jahre 1842, das er seiner Mutter zum Geburtstag widmete.

Von 1840—1847 wirkte Zöhrer als Kooperator in Edlitz und bis 1856 als Pfarrer in Thernberg, beide Pfarreien in der Diözese Wien und dem Stifte Reichersberg inkorporiert. Dann wurde er wieder nach Oberösterreich zurückberufen und zum Pfarrer von St. Lambrechten i. J. bestellt, als welcher er nach fast 30jähriger segensreicher Tätigkeit am 15. Mai 1885 als Jubelpriester, geistlicher Rat und Senior des Stiftes, von allen, namentlich den Kindern geliebt und verehrt, in die Ewigkeit einging.

In St. Lambrechten brachte Ed. Zöhrer seine ganze Persönlichkeit zur Entfaltung. Wie er von hoher, stattlicher Gestalt war, so machte er ebenso durch seine geistigen Fähigkeiten, besonders durch seine künstlerischen Anlagen Eindruck. Von den rund 2000 Gedichten, die im Stiftsarchiv zu Reichersberg fein säuberlich geschrieben aufbewahrt werden, ist der weitaus größte Teil in Sankt Lambrechten entstanden. Man kann Zöhrer den Vater der geistlichen Mundartdichtung nennen. Es ist eine feststehende Tatsache, daß sich unter den Mundartdichtern eine ausnehmend hohe Zahl von Priestern befinden. Das wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Priester infolge seines Berufes wie kaum einer mit dem Volk, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Fehlern und Vorzügen in Berührung kommt. Zöhrer hatte nun als geborener Seelsorger und Psychologe ein besonderes Auge, ein besonderes Herz für das Volk, kannte seine Sprache, seine Sitten und Gebräuche, die schlimmen und guten Seiten, die Gefahren, die ihm drohen. Diesem Volk, das er liebte, wollte er helfen, wollte er nützen, und das nicht bloß als Priester, sondern auch als Dichter. Und so stellte er all sein Dichten mehr oder weniger in die geistliche Gedankenwelt. Er hat es auf die Besserung und Veredlung des Volkes, der einzelnen Stände, einzelnen

Personen abgesehen. Man wird sich vergeblich bemühen, in Zöhrers Gedichten eine direkte Verspottung irgend eines Standes, einer Einrichtung, zu finden. Er liebt es, zuerst die guten, edlen, harmlosen, und erst in zweiter Linie die gröberen, rauhen Seiten seiner Mitmenschen hervorzuheben. Nie macht er lächerlich oder verlegt, er will nur bessern und gewinnen. Wie er selbst war, so wollte er auch sein Volk haben: tief religiös, edel, heiter und frohsinnig.

Ein besonders hervortretender Zug seines Wesens — ich muß dies zum Verständnis seiner Dichtung hervorheben — war die rührende tiefe Marienverehrung und die kindliche Liebe zum Jesukind. Die zartesten Lieder und Verse, die innigsten Gesänge und Spiele widmete er der seligsten Jungfrau und dem göttlichen Kind im Krippelein. Wegen seiner überreichen Christkindpoesie erhielt Zöhrer schon zu Lebzeiten den Namen Sternsinger. Viele ahmten sein Beispiel nach und so bildete sich die Sternsingergemeinde, deren Seele, Mittelpunkt und einigende Kraft er selbst blieb. Unter seinen Dichterfreunden wurde er allgemein der „Meister“ genannt. So beginnt denn auch Fellöder das Vorwort zum 2. Band der von ihm herausgegebenen Zöhrer-Gedichte mit den Worten: „Unser geliebter Meister, Herr Pfarrer Ed. Zöhrer, hat das Zeitliche gesegnet . . .“. Zu jener Sternsingergemeinde zählten unter anderen auch Hanrieder, Georg Stibler, weiters P. Alexander Oberneder, Pfarrer von Bad Hall, ein besonders treuer Freund Zöhrers war P. Sigmund Fellöder zu Kremsmünster. Zöhrer bezeichnet sich auch selbst in seinen Dichtungen bisweilen als Sternsinger, für gewöhnlich aber legt er sich den beruhigenden und übergemütlichen Namen „der Veit“ bei.

Ein inniges Freundschaftsband verknüpfte Zöhrer schon frühzeitig mit Stelzhamer und führte dazu, daß er eine Anzahl seiner Lieder vertonte, so unter anderem „s Müaderl“, „Da Dauba“, „Da Mansüchtigö“, „D' Stern“. Wie schon erwähnt, erschienen diese Weisen auch wie die Ausgabe der Gedichte gerade vor hundert Jahren in Druck. Von der Vertonung „Da Dauba“ wissen wir die genaue Entstehungszeit, denn unter dem 21. April 1884 schrieb Zöhrer in sein Gedichtbuch: „Gewiß und wahr: Vor 50 Jahr — is a lange Zeit! — hat ön Dauba, mudsauba gsunga schon da Veit“. Wie sehr aber der Piesenhamer den Veit schätzte, ersehen wir unter anderem aus der Vorrede des ersten 1836 erschienenen Bandes seiner Gedichte. Auf die (von ihm selbst) aufgeworfene Frage, wie seine Lieder gesungen werden sollen, gibt er zur Antwort: „Gehen Sie gefälligst nach Reichersberg und fragen Sie nach H. Zöhrer, machen Sie ihm in meinem Namen ein Kompliment und sagen Sie ihm, daß Sie auch ein närrischer, schwermüttiger Mensch seien und gerne von ihm den ‚Dauba‘, ‚D' Stern‘, ‚s Müaderl‘ möchten singen hören.“

Sicherlich ist der geniale Piesenhamer unserem Dichter in Manchem als Künstler voraus. Er greift mächtiger hinein ins volle Menschenleben, er brauchte

sich nicht wie der Priester Zöhrer gewisse Schranken zu ziehen. Stelzhamer schöpfte namentlich ergiebig aus dem dankbaren Gebiet der Volksromantik, von der Zöhrer begreiflicherweise nur einen sparsamen Gebrauch macht, beziehungsweise diese Stoffe als Vorwürfe mehr oder weniger vom seelsorglichen Standpunkt aus behandelt. Auch arbeitet Stelzhamer dramatische Gestalten und tragische Höhepunkte wirksamer heraus. Aber in der Beherrschung und restlosen Ausschöpfung des mundartlichen Sprachschatzes, in der anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderung, im sprachlichen Wohlklang gibt keiner dem andern etwas nach. Es dürfte keinen Ausdruck, keine Wendung der heimischen Mundart geben, die sich nicht in den Werken der Beiden finde. Zöhrer steht in dieser Beziehung und im sprachlichen Ausdruck überhaupt groß da. Wer seine Gedichte liest, gewinnt den unabweislichen Eindruck: Ja, so redet, so denkt, so fühlt und handelt das Volk. Und das ist meines Erachtens das wahre, eigentliche Kennzeichen eines Mundartdichters.

Ausgeprägt ist bei Zöhrer die Musicalität seiner Sprache. Ei, wie das alles singt und klingt! Seine Besonderheit war es, seine Verse und Strophen in möglichst vollendeter Form zu gestalten. Darin überragt er — ich getraue es mir zu behaupten — so ziemlich alle Mundartdichter, auch Stelzhamer nicht ausgenommen.

Fürs erste finden wir bei Zöhrer einmal eine große Abwechslung im Versmaß und Strophenbau. Die Mundartdichter wenden nach dem Vorbild Stelzhamers mit Vorliebe das jambisch-anapästische Versmaß an, das wir in der „Lustigen Eicht“ vor uns haben.

Ich lade alle, die an diesen Nebenfragen Interesse finden, freundlich ein, etwa beim Piesenhamer selbst die Probe auf das Exempel zu machen. Sie werden finden, daß von 100 Gedichten mindestens 80 in dieser rhythmischen Figur stehen, freilich alles herrliche, prächtige Sachen. Gucken wir aber in Zöhrers Gedichte, dann überrascht uns die Vielfalt des Versmaßes und der Reimstellung. So finden wir beispielsweise bei den ersten 7 Gedichten der dreibändigen Ausgabe von Sigmund Fellöker gleich fünf verschiedene Versmaße. Und Zöhrer macht sich wahrlich die Sache nicht immer leicht, stellt sich selbst heikle Vers- und Reimprobleme, die er alle mit Schwung meistert.

An dem Reichtum der Gedanken, am Fluß und der Natürlichkeit der Sprache erkennt man den geborenen Dichter, wie nicht minder an den herausgearbeiteten Pointen. In der Leichtigkeit des Schaffens erinnert Zöhrer irgendwie an Schubert. Unter seiner Hand wurde auch alles zum Lied, zum Mundartlied, so natürlich, so klar und wahr!

Hanrieder schrieb nach Zöhrers Tod eine Charakteristik des Dichters. Da heißt es unter anderem:

Di kosts just an Rücka, und Soatn san gstimmt,
 An ändra muß drücka, daß d' Finga hernimmt.
 Das geht so schen sauba dah und so fein,
 A Brotbreßklauba kunt gnaua net sein.
 Und ast erst der Inhalt, voll Herz und voll Gmüat,
 A sölcha häts drin hält in Märk und Geblüat,
 Eahm übasi lemma, i glaub net, daß 's geht.
 Wer wills übanehma, der 's Dichten vaseht?

Als fasselfester Musiker hatte Zöhrer es leicht, zu einer Reihe von Gedichten Melodien zu ersinnen oder schon bekannte Weisen zu verwenden; seine Weisen sind innig, natürlich, vollstümlich und verfehlen daher ihre Wirkung nicht.

Zöhrer war bis in die letzten Monate seines Lebens rasilos tätig. Die letzte Eintragung der von ihm niedergeschriebenen Gedichte, unter denen sich auch eine Anzahl hochdeutsche befinden, trägt die Nummer 1983 und das Datum des 4. November 1884, das ist ein gutes halbes Jahr vor seinem Heimgang. Der Schluß dieses wohl letzten Gedichtes bezieht sich auf St. Lambrecht:

3' Hoamating, 3' Hoamating hämts mi in Ehren
 Und stirib i 3' Hoamating, stirib i gern.

Das Dichten, das Singen war und blieb sein Lebenselement. Wir glauben ihm aufs Wort, wenn er sagt:

Und 's Singa das gfreut mi mei Löbtå unsinni,
 Hän gjuchzozt und g' ålmert und gjodlt als Bua,
 I läß mi a hiazat gern neta dazua.

Sich selber meint er, wenn er vom Schulmeister Beitl singt:

Und häts eahm han Steribn an Gråtara tå,
 Sa juchzt a und singt a obn 's Christkindl ån.

Auf seinem Sterbebild aber ist zu lesen:

Muäß ja fort af d' Roas,
 Meinz ös, es is koa Gspoäß,
 Nå in Gotts Nåm, mir keman båld zjåmm,
 Gelts, und bleibm bonånd,
 Sägts ja draf, — göbts ma d' Hand.

Zöhrers dichterisches Schaffen ist Dienst an Volk und Heimat, an Brauchtum und Verinnerlichung, dieses Schaffen weist jene dreifache Verbundenheit auf, die Zeichen eines wahren Künstlers sind, die Verbundenheit mit Gott, mit der Natur und dem Volk.

Das war also Zöhrer. Als Dichter sehr beachtenswert, voll edelsten Gedankenguts und vollendetster Form; als Mensch von allen geliebt, voll Mutterwitz und Humor, als Gastgeber vornehm und gesellig und ganz uneigennützig, er verschenkte alles und starb arm wie eine Kirchenmaus. — Auch in seinem

Leben ging nicht alles glatt ab, es gab — namentlich in seinen jüngeren Jahren — der Schwierigkeiten und Verkennungen genug, aber er rang sich zu einem sonnigen, prächtigen Menschen durch, sich selbst zur Ehre und anderen zu Nutz und Frommen. Möge der Geist Führer, der Geist edler Liebe uns alle beherrschen zum Segen unserer Heimat und unseres Volkes.

F. A. Müller, Linz.

Keplers Wohnung in Linz.

Heute bezeichnet eine schlichte Marmortafel auf dem Hause Nr. 10 in der Keplerstraße, ehemals Lederergasse, die angebliche Wohnung des großen Astronomen. Man hat sich seinerzeit nur auf schwache, aus seinem Verhältnis zur Buchdruckerei Blank abgeleitete Gründe hin für dieses Haus entschieden. Es blieb aber eine gewisse Unsicherheit bis heute. Erst jüngst noch wurde in einer das geplante Kepler-Denkmal berührenden Zeitungsnotiz trotz Gedenktafel die Vermutung ausgesprochen, Kepler habe im Landhause nicht nur gelehrt, sondern auch gewohnt. Es gibt nun eine zeitgenössische Angabe, die den richtigen Weg weist.

Als die ehemalige Landschaftsschule wiederhergestellt wurde, einigte man sich dahin, daß die Jesuiten sie übernehmen sollten. Die betreffende Besprechung fand am 11. August 1629 statt. Da aber die dafür im Landhaus zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten bald nicht mehr ausreichten, so erklärten sich die Stände mit „freundlichem Vergleich“ vom 27. Juni 1632¹⁾ bereit, den Jesuiten das Anomäische Haus, so genannt nach Matthias Anomäus, der 1595—1601 Rektor der damals protestantischen Landschaftsschule gewesen war und von dem es die Stände 1601 gekauft hatten, für Schulzwecke um 1000 Gulden zu überlassen²⁾. Dieses Gebäude lag nun nach Angabe des „Vergleiches“ in der „Schmidtgasse dem hochfürstlichen Salzburger Hofe³⁾ gegenüber zwischen des Stiftes Mannsee und der Kepplerischen Behausung, wo nun ihr Syndikus Doktor Joachim Enzmiller wohnhaft“. Es handelt sich also um das heutige Haus Nr. 12 in der Domgasse, die vor 300 Jahren, als es hier noch ganz anders aussah, zur damaligen Schmiedgasse zählte. Noch steht über dem Portal die nach dem Umbau von 1681 angebrachte Aufschrift: Seminarium s. Ignatii Societatis Jesu. Hierher wurden nun im Jahre 1631 die Schulen übertragen, nachdem die notwendigen Adaptierungen geschehen waren. Zwei Jahre später kauften die Jesuiten ein kleines daneben gelegenes Mondseer Haus um 600 Gulden dazu⁴⁾, offenbar die im „Vergleich“ erwähnte „Mannsee'sche Behausung“. Nun erhebt sich die Frage, ob diese nach Osten oder nach Westen benachbart war. Es ist das erstere der Fall, denn die gestörte Symmetrie der Fensterzahl am Hause Nr. 12 läßt erkennen, daß eine Erweiterung in dieser Richtung stattgefunden

¹⁾ Kradowizer-Berger, Biographisches Lexikon S. 384. — — ²⁾ Mitteilung des Herrn Obermagistratsrates Dr. August Führer in Linz, des Großneffen des Dichters.